

Susanne Klingner

Bastian Obermayer

Pärchenabend
forever

Roman

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2010

© 2010 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture/Design Pics

Gesetzt aus der Sabon

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04156-9

Per

Es war ein Sonntagmorgen Mitte November, als Una und ich beschlossen, unsere Liebe zu ruinieren.

Wir wachten nebeneinander auf, alberten herum und dann lag ihr Kopf auf meiner Brust, sie schaute verträumt in die Luft und sagte: »Sag mal, wenn Leo auszieht und ihr die WG auflöst, willst du dann nicht bei mir einziehen? Meine Wohnung ist groß genug für zwei.« Sie drehte ihren Kopf für mich und sah mich an.

Ich habe eher nicht »ja« gesagt. Vielleicht unsicher gelächelt? Geblinzelt? Geatmet? Irgendwie muss ich einen erfreuten Eindruck auf Una gemacht haben, denn sie warf ihre Arme um mich und wir küssten uns. Das war's.

Es war besiegelt und verbrieft.

Point of no return heißt das in der Fliegersprache und meint den Augenblick, ab dem ein Flugzeug dem Abheben entgegenrast und die Startbahn nicht mehr lang genug ist für eine Notbremsung. Die Entscheidung kann nicht rückgängig gemacht werden, der Start nicht mehr abgebrochen werden – selbst wenn dem Piloten auffällt, dass eine Tragfläche fehlt –, weil das Flugzeug schon zu schnell ist und geradewegs in Wald oder Häuser krachen würde, oder was eben hinter der Startbahn kommt.

So war es auch mit der Zusammenwohnsache, da kam man nicht mehr raus, nicht als Paar. Zumindest kannte ich kein Paar, das friedlich wieder ihre und seine Sachen in Kartons sortiert hätte – hier eine Lampe, dort eine Vase, jeder drei Weingläser –, weil sie es miteinander in einer Wohnung nicht ausgehalten hatten.

Ein Paar kam da nur mit der immergleichen Aufgabenteilung raus: Einer macht Schluss – und der andere zertrümmerte Lampe, Vase und Weingläser. So lief das. Ich wollte aber nicht Schluss machen, ich wollte mein Leben behalten, wie es war: ausgehen, ohne mich abmelden zu müssen, heimkommen, ohne leise sein zu müssen, arbeiten so lange ich wollte und meine Ruhe haben, wenn mir danach war. Auf dem Bett Pizza essen und den Karton liegen lassen. Am Wochenende Fußball spielen und danach Sportschau schauen und hoffen, dass Borussia Dortmund gewinnt und Schalke nicht. Frei sein eben, und verliebt in Una.

Aber ich hatte Unas Wohn-Antrag angenommen – in meinem Bett in meinem Zimmer in meiner WG. Wir mussten also zusammenziehen und dem damit unvermeidlichen Ende unserer schönen Beziehung entgegenwohnen.

Zu den Fakten: Leo war mein Mitbewohner, über fünf Jahre, und mein bester Freund. Er hatte eine Art besseres Praktikum bei einer Zeitung in London bekommen und fing schon im Dezember an. Das hatte ich Una am Abend zuvor erzählt, und auch, dass nicht klar war, ob ich in der Wohnung bleiben könnte, weil Leo Hauptmieter war. Und dass ich wenig Lust auf eine neue WG verspürte und eigentlich auch aus der Wohnung rauswollte, das winzige Bad, der kaputte Herd, der unverschämte Vermieter. Allerdings hatte ich an eine eigene Wohnung gedacht. Eine, in der nur ich wohnen würde.

Aber das brachte ich nicht heraus.

Am meisten ärgerte mich an der Sache, dass ich eigentlich ein vernünftiger Kerl war. Ich hielt mich an Gewissheiten oder, wenn es die nicht gab, wenigstens an Wahrscheinlichkeiten. Die gab es immer, und meistens kannte ich sie, das lag an meinem Beruf: Ich war bei einem großen Zeitungs- und Zeitschriftenverlag für die Zahlen verant-

wortlich, genauer gesagt: Ich arbeitete in der Abteilung Statistiken & Schaubilder. Wann immer ein Redakteur noch ein paar anständige Zahlen, Studien oder ein schönes Tortendiagramm brauchte, rief er mich an. Ich fand was. Und was ich einmal recherchiert hatte, behielt ich, ich konnte mir Zahlen schon immer gut merken. Ich wusste zum Beispiel seit sechs Jahren, dass zehn Prozent aller Salmonelleninfektionen durch den Genuss von Tiramisu, Pudding oder ähnlichem Zeug mit rohen Eiern ausgelöst wurden. Das war ein erstaunlicher Prozentsatz. Nun gehörte ich nicht nur zu den 64 Prozent aller Medienkonsumenten, die gerne Statistiken lasen, sondern auch zu dem noch nie erhobenen Prozentsatz derer, die für ihr Leben auch die Konsequenzen aus diesem Wissen zogen. Also verzichtete ich seit sechs Jahren auf Tiramisu, Pudding und ähnliches Zeug mit rohen Eiern. Zumindest wenn ich den Koch nicht persönlich kannte. Andere Menschen taten das nicht, sie waren unvernünftig; dabei konnte eine Salmonelleninfektion tödlich enden.

Was nun das Zusammenwohnen anging, war das vorhandene Zahlenmaterial weitaus verheerender. Zum Beispiel:

- 23 Prozent aller Beziehungen gingen auseinander, kurz nachdem die beiden daran Beteiligten in eine gemeinsame Wohnung gezogen waren.
- 63 Prozent aller Frauen fanden ihren Partner nach einem Jahr Zusammenwohnen weniger attraktiv als zuvor.
- Paare mit gemeinsamer Wohnung hatten deutlich weniger Sex als andere Paare, und sie stritten sich doppelt so oft.

In Verbindung gebracht ergaben allein diese drei Statistiken – und es gab noch jede Menge mehr dazu – eine klare

und für jeden verständliche Lebensanweisung: Zieh nicht mit jemandem zusammen, den du liebst!

Natürlich dachte ich immer wieder daran, dass alles auch gut ausgehen *konnte*. *Könnte*. Also: *theoretisch*.

Es hoben ja auch Tag für Tag eine Menge Flugzeuge unfallfrei ab, tatsächlich ging nur bei jedem 1,2-millionsten Flug irgendetwas schief.

Nur: Die eine Sache war, dass ich nicht wirklich zusammenziehen wollte. Die andere, dass Una mit der Zeit unweigerlich einen Per kennenlernen würde, den ich lieber für mich behalten hätte – weil dieser andere nicht sonderlich ... beeindruckend war: Ich war nicht nur unordentlich und unorganisiert, ich war vor allem langweilig. Nicht immer und nicht den ganzen Tag, aber doch die meiste Zeit. Vor Una hatte ich das bis dahin gut verbergen können, wir gingen ins Kino, essen, auf ein Konzert oder an den See, auch wenn ich mich jedes Mal dazu überwinden musste. Ich war nämlich sehr gerne zu Hause. Gerne auch alleine. Ich konnte stundenlang Dinge sortieren, alte Unterlagen aus dem Studium, meine Bücher, meine CDs, meine iTunes-Bibliothek. Oder: die CDs *und* die iTunes-Bibliothek, nach denselben Kriterien, versteht sich. Ich mochte das. Es gab mir das Gefühl, mein Leben im Griff zu haben. Ich kannte einfach keine Langeweile. Bevor ich mein Altpapier entsorgte, saß ich Stunden im Flur und blätterte in alten *Kickern*, Tageszeitungen oder Anzeigenblättern. Ich mochte auch das. Andererseits war mir klar, dass man mit derartigen Verhaltensweisen etwas sonderlich wirkte. Una würde mich langweilig finden. Erst verschoben und sympathisch langweilig, und irgendwann einfach nur noch langweilig. Dann würde sie sich nach einem anderen umschauen, erst unbewusst, dann bewusst.

Unausweichlich.

Obwohl ich die Zahlenlage kannte und obwohl ich generell vernünftig war, blieb ich an jenem Novembermorgen stumm und umarmte hilflos zurück. Una und ich würden zusammenziehen und alles aufs Spiel setzen. Randvoll mit Glückskitschhormonen lag Una da und ich daneben, während das einflügelige Flugzeug an uns vorbei über die Startbahn raste, immer schneller, immer weiter.

»Was faselst du eigentlich dauernd von Flugzeugen? Ich geh jetzt pinkeln, und danach sagst du mir ohne diesen Mist, warum du so ein Problem hast, mit Una zusammenzuziehen«, sagte Jan und stand auf.

Es war der 26. Dezember, ein Donnerstagabend, zwei Tage vor meinem geplanten Einzug bei Una. Immer am zweiten Weihnachtsfeiertag flohen Jan und ich abends aus dem Haus unserer Eltern, wo wir Weihnachten verbrachten, verbringen mussten, in eine Kneipe. Jan war mein vier Jahre älterer Bruder, dem ich gerade – etwas verkürzt und offensichtlich erfolglos – meine schwierige Lage zu erklären versucht hatte. Jan kannte sich aus mit traumatischen Situationen: Er war Rechtsanwalt. Er war verheiratet. Er war schon dreimal Vater geworden. Er war Mieter eines Reihenhauses am Frankfurter Stadtrand.

Als er von der Toilette zurückkam, setzte er sich, grinste mich an und nickte.

»Und? Was ist jetzt das Problem?«

»Jan, man kann nicht von *einem* Grund sprechen, es ist die Menge der Gründe, die dagegenspricht!«

»Quatsch, es gibt immer einen Grund. Also?«

»Gibt es nicht.«

»Doch.«

»Nein.«

Jan seufzte. Dann zog er einen Bierdeckel heran und einen Stift aus der Jacke. Er grinste. »Wir machen jetzt eine Liste.« Das Faible für Listen und Zahlen lag in der Familie.

Eine Viertelstunde später hatte ich ihm acht Argumente gegen das Zusammenziehen diktiert, die er in seiner kantigen Juristenschrift auf zwei Bierdeckel schrieb:

- 1) Una und ich kennen uns gerade mal ein Jahr.
- 2) Wir sind noch zu jung für so was.
- 3) Ich habe gerne meine Ruhe.
- 4) Ich bin unordentlich und habe dabei gerne meine Ruhe.
- 5) Una ist extrem ordentlich. Bei ihr stehen sogar die Gewürzgläser in Reih und Glied, mit ausgedruckten aufgeklebten Etiketten beschriftet und in gleichem Abstand zueinander.
- 6) 71 % aller Paare sagen, ihr Sexleben leide seit dem Zusammenziehen.
- 7) Ich habe keine Lust, mich in Zukunft immer abmelden zu müssen, wenn ich die Wohnung verlasse.
- 8) No Pärchenabend forever!

Konzentriert las Jan sich die Liste noch einmal durch. »Das ist alles Mist«, sagte er dann, noch auf den Bierdeckel starrend und eher zu sich als zu mir. »Per, du hast einfach Angst. Deine Freundin hat sich einen jämmerlichen Typen an Land gezogen. Sag ihr das.«

»Danke, du bist eine große Hilfe.«

»Was hast du erwartet?«

Ich schwieg. Ja, was? Dass er die Zeit zurückdrehte? Dass er die Zeit zurückdrehte und an jenem Morgen in unser Schlafzimmer stürmte und Haaaalt!! schrie, bevor Una mit dem Wohnen anfang?

Jan beugte sich vor und grinste.

»Ich weiß auch, wovor du Angst hast. Du hast Angst, dass du in fünf Jahren irgendwo aufwachst, wo zwei Kinder schreien und der Hund bellt, und erst dann merkst, dass du dich schmerzhaft nach deinem unbeschwertem Single-Dasein sehnst, oder nach einer anderen Frau. Du hast Angst, dass das Zusammenziehen der Anfang von alldem ist.«

Vielleicht hatte Jan recht.

Ganz sicher hatte Jan recht.

Auf jeden Fall ein bisschen. Tatsächlich war doch das Zusammenziehen der Anfang von allem. Oder? Ich war verwirrt.

»Aber so ist das nicht, Per. Kinder fliegen einem nicht ins Haus. Und Kinder sind gar nicht so schlimm.«

Wenn ich es mir recht überlegte, hatte Jan doch keine Ahnung von traumatischen Situationen. Bei ihm war ja alles gut gegangen: Er war zufrieden, er liebte seine Frau noch immer, er liebte seine drei Kinder und er behauptete sogar, das Reihenhaus zu mögen, in dem er wohnte.

Mein Handy vibrierte. Tom, Kapitän und Torwart unserer Freizeitfußballmannschaft *Die Rasensprenger* und im echten Leben PR-Berater, schrieb:

Das mit dem Transporter für Samstag geht klar, du wolltest ihn doch für irgendwas haben, oder? Grüße, Tom

Das »irgendwas« war der Umzug gewesen, und die SMS brachte mich auf eine Idee. Keine, auf die ich stolz war, aber eine, die mir wenigstens kurzfristig weiterhelfen würde. Ich schrieb Tom zurück:

Nein, brauch ihn doch nicht. Trotzdem danke! Grüße P

Dann tippte ich eine SMS an Una, die bei ihrer Mutter Weihnachten verbrachte:

Tom braucht den Bus doch am WE.
Müssen Umzug verschieben. Leider.
Viel Spaß noch bei deiner Familie,
grüß schön! Küsse für die Eine, Per

In einem Punkt musste ich Jan doch zustimmen: Ich war jämmerlich.

»Na? Hast du Una geschrieben, dass du ein Hühnchen bist?« Jan kicherte. »Schlag ihr doch vor, erst mal auf Probe zusammenzuziehen. Ein Jahr oder so. Und wenn es nicht klappt, suchst du dir wieder eine eigene Wohnung.«

Ich schüttelte den Kopf. »Jan, das funktioniert nicht.«

Er lachte auf. »Hallo? Das war ein Witz. Du kommst aus der Nummer nicht mehr raus.« Er hob seine Apfelschorle. »Frohe Weihnachten, Brüderchen!«

Una

Am Morgen des zweiten Weihnachtsfeiertages hatte ich beschlossen, schon einen Tag früher von meiner Hippiemutter und ihrem lauten Weihnachtsfest wegzufahren. Bei mir hatte schon am Vorabend langsam die Erschöpfung eingesetzt, seit dem Heiligabend waren an die vierzig, fünfzig Bekannte und Freunde meiner Mutter bei ihr ein- und ausgegangen, hatten mit uns gefrühstückt, Mittag gegessen, Geschenke getauscht und gesungen. Die Mischung aus großen Töpfen voll Curry, Räucherstäbchen und indischer Musik in Endlosschleife, die bei meiner Mutter an Weihnachten dazugehörten, fing spätestens am Abend des 25. an, mir auf die Nerven zu gehen. Also beschloss ich, lieber Pers und mein Zusammenziehen zu organisieren, vor allem: ihm ein Zimmer leer zu räumen.

Ich hatte noch nie mit einem Mann zusammengelebt. In einer 6er-Wohngemeinschaft, das ja. Aber noch nie so als Paar. Das hätte ich mir damals mit meinem Exfreund irgendwie gar nicht vorstellen können. Aber mit Per ...

Ich war – zugegeben – etwas überrascht, als Per mir eines Morgens gesagt hatte, dass er aus seiner WG aus- und bei mir einziehen wollte. Aber warum eigentlich nicht? Plötzlich war ich sehr wach und begeistert gewesen, wir hatten im Bett gegessen und Pläne gemacht. Wir würden zusammenziehen! Per musste seine Wohnung kündigen, wir brauchten einen Transporter für seine Möbel, ich musste bei mir Platz für seinen Kram machen – und ihn bis zum Umzug irgendwie davon überzeugen, dass sein riesiger blauer Kleiderschrank gar nicht erst mit umziehen sollte.

All das war in der Zwischenzeit geschehen – also beinahe all das. Der blaue Kleiderschrank stand leider noch immer zur Debatte.

Nun stand ich also in Pers Zimmer. Beziehungsweise: im zukünftigen »Wohnzimmer«, wie er es hartnäckig nannte. Wir waren uns da uneinig. Ich wollte, dass jeder sein eigenes Zimmer hatte, Per bestand auf einem gemeinsamen Schlaf- und einem gemeinsamen Wohnzimmer.

Doch meine Wohnung hatte nur zwei Zimmer und damit fiel die Möglichkeit aus, dass wir jeder ein Zimmer und dazu noch ein gemeinsames Zimmer haben könnten. Schon beim Gedanken an die Wohnungsaufteilung in Wohnzimmer-Schlafzimmer-Küche-Bad bekam ich Zustände.

Ich fing an, meine Bücher aus den Regalen zu nehmen und in meinem zukünftigen Zimmer aufeinanderzustapeln. Diese Wohnzimmer-Schlafzimmer-Idee kam überhaupt nicht in Frage! Ich war 29 und keine 60. Ich wollte ein Zimmer nur für mich, weil ich dort meine Musik hören könnte, dort meine Ordnung herrschen würde, ich dort meine Nähmaschine, meine Bücher, den Fernseher und die DVDs, meinen Krimskrams und meine Pflanzen wie gewohnt um mich herum hätte. Und: Ich würde die Tür zu diesem Zimmer jederzeit zu- oder aufmachen können, je nachdem, ob ich gerade meine Ruhe wollte oder nicht.

Vor allem würde ich ein eigenes Bett brauchen, denn ab und zu schnorchelte Per nachts. Was mich wahnsinnig machte. Ich brauchte neun Stunden Schlaf täglich zum Glücklichein. Und wer die auf Dauer störte, konnte schnell vom Freund zum Feind werden. Bisher hatten wir alle drei, vier Tage auch mal getrennt geschlafen, von nun an würden wir jede Nacht zusammen verbringen. Mir war es lieb, wenn wir sie in einer Wohnung verbrachten, aber nicht unbedingt immer in einem Bett. Ich wollte mein eigenes Bett. In mei-

nem eigenen Zimmer. Meinetwegen konnte dieses Bett an 350 Tagen im Jahr leer bleiben, aber es sollte da sein und auf mich warten, wenn ich allein sein wollte.

Ich fing an, die leeren Bücherregale aus Pers Zimmer in mein Zimmer zu schieben, das immer kleiner und enger wurde, und merkte, dass das Zusammenziehen auch Nachteile mit sich bringen würde. Nicht nur, dass ich nun weniger Platz haben würde, in den letzten Tagen war mir auch schon aufgegangen, dass ich nie wieder allein entscheiden können würde, was in der Wohnung wie sein sollte. Dabei hatte ich in den letzten Jahren allein über jede Lampe, die Farbe der Wände, meine Schlafensgezeit, den bevorzugten Radio- oder TV-Sender und die Sorte meines Käses im Kühlschrank entschieden. Jetzt wollte jemand anderes da mitreden.

Andererseits, was ganz unbedingt fürs Zusammenziehen sprach: Per nervte mich nicht. Klar: Ich liebte ihn. Aber das war für mich die Grundvoraussetzung, überhaupt darüber nachzudenken, mit jemandem zusammenzuziehen. Dann kam schon: kein Genervtsein. Vor allem, weil ich recht einfach zu nerven war. Ich würde mich nicht als missmutigen Menschen bezeichnen. Aber Mitmenschen waren manchmal einfach eine schwierige Sache. Deswegen vermied ich, unnötig viel unter Menschenmassen in Eile, in Aufruhr oder im Einkaufsrausch zu gehen. Ich hasse zum Beispiel Shoppen. Ich hasse es, Klamotten kaufen zu gehen, ich hasse es noch mehr, ein paar Schuhe finden zu müssen. Und ich kann es nicht leiden, wenn Dinge in meinem Haushalt kaputtgehen und ich deswegen einkaufen gehen und mich nicht nur mit konsumberauschten Menschen, sondern auch mit enthusiastischen Verkäuferinnen und Verkäufern rumschlagen muss.

Es wird ja gern behauptet, Frauen würden shoppen gehen, wenn sie schlechte Laune haben. Mir *machte* Shoppen

schlechte Laune, vor allem die vielen, vielen hässlichen Klammotten und Schuhe, zwischen denen die wenigen guten so wahnsinnig schwer zu finden waren. Die Enge in den Läden. Die Schlangen vor den Umkleidekabinen. Und vor den Kassen. Der schlechte Geschmack des Verkaufspersonals. Nicht auszuhalten.

Insofern hatte ich meine Berufswahl sehr klug getroffen: Ich arbeitete als Modellnäherin beim Modeunternehmen Fiora. Und als gelernte Schneiderin konnte ich mir praktischerweise das meiste selber nähen – was den Einkaufsstress extrem reduzierte. Es reichte, wenn ich mich einmal im Jahr in die Innenstadt quälte, um ein paar neue T-Shirts und eine Jeans zu kaufen. Manchmal fiel auch im Fiora-Atelier das ein oder andere Teil ab – wenn unser Chefdesigner auch den dritten Entwurf für einen Rock verwarf. Natürlich erst, nachdem wir ihn schon zusammengenäht hatten. Dann versuchte ich aus den Nähten noch ein paar Zentimeter rauszuholen, denn im Gegensatz zu den Anziehpuppenfrauen im Atelier hatte ich keine Kleidergröße 36.

Der Job war insgesamt nicht so toll, aber weil es da auch noch meine Kollegin Liv gab, ertrug ich ihn ganz gut. Kollegin war eigentlich falsch, sie war schon lange auch meine Freundin. Liv überredete mich mittags, eine Runde im Park zu drehen, legte mir kleine Schokoladen an die Nähmaschine, schleppte mich wochenends regelmäßig auf Partys, die sie meistens nicht ohne eine neue Männerbekanntschaft verließ; und sie kochte die beste Rote Grütze, die man sich nur vorstellen konnte. Ihretwegen machte mir der stupide Job an der Nähmaschine die Hälfte der Zeit sogar richtig Spaß. Die andere Hälfte nervte mich mein Job. Aber wie gesagt: Eigentlich bin ich kein missmutiger Mensch, nur manchmal vielleicht ein ganz kleines bisschen ungeduldig und intolerant.